„Minenfelder ohne Landkarte“

Der Schriftsteller Sergej Lebedew setzt sich in seinen Romanen mit den Brüchen der russischen Geschichte auseinander. Ein Gespräch über das Jahr 1917, die „sowjetische“ Sprache und radioaktive Mythen.

Von Simone Brunner

„Ich weiß nicht, warum sich so viele Schriftsteller vor der Verantwortung wegducken.“ Foto: S. Brunner

„Wiener Zeitung“: *Herr Lebedew, vor genau 100 Jahren übernahmen die Bolschewiken in Russland die Macht und die sowjetische Ära begann. In Ihren Büchern setzen Sie sich vor allem mit den dunklen Seiten dieser Epoche auseinander. Warum?*

Sergej Lebedew: Das hat viel mit meiner eigenen Familiengeschichte zu tun. Ich muss immer an unser Familienfoto aus der Zeit des Ersten Weltkrieges denken. Da steht eine russische Großfamilie, aus ganz unterschiedlichen Schichten, wie aufgefädelt vor einem Zaun. 30 Jahre später, nach dem Zweiten Weltkrieg, wird nur eine einzige Person von ihnen am Leben sein: meine Großmutter. Als ich mir dessen bewusst geworden bin, hat sich herausgestellt, dass ich der letzte Nachkomme dieser Familie bin. Hinter mir steht diese Masse von Toten. Wenn ich nicht über sie spreche, werden sie einfach verschwinden.

Welche Rolle spielte das Jahr 1917 für Ihre Familie?

Mein Urgroßvater war schon vor der Revolution ein hochrangiger Offizier in der Zarenarmee. Auf dieser erwähnten Familienfotografie trägt er bereits die Uniform der Roten Armee. Laut Familienlegende war er aber immer schon ein glühender Anhänger der Bolschewiken. Fast so, als hätte er vor 1917 gar nicht existiert! Und so ist es mit allem in der Sowjetunion: Wir sind in dem Geiste erzogen worden, dass jegliche Bezüge zu einer anderen Zeit, einer anderen Geschichte oder einem anderen Land ausgeschlossen sind.

Derzeit arbeiten Sie ja gerade Ihre russisch-deutsche Familiengeschichte auf, die lange verschwiegen wurde.

Das war überhaupt das größte Familiengeheimnis. In Moskau gibt es einen deutschen Friedhof. Dort wurden alle Andersgläubigen bestattet, Protestanten, Katholiken, aber im Volksmund heißt er nun mal „deutscher Friedhof“. Als Kind war es für mich immer ein Rätsel, warum wir gerade auf diesem Friedhof ein Familiengrab haben und mein Urgroßvater dort begraben liegt, wenn rundherum doch nur Deutsche sind. Meine Großmutter hat immer die Ahnungslose gespielt und es so hingestellt, als wäre das einfach zufällig so gekommen.

Und was war da dran?

Das war natürlich eine Lüge. Neben dem Grab für meinen Urgroßvater stand ein Gedenkstein an meine deutschen Vorfahren. Es hat sich herausgestellt, dass einer meiner Vorfahren ein Deutscher war, der im 19. Jahrhundert nach Russland gekommen ist, um die Homöopathie zu verbreiten. Damit ist er gescheitert, aber er hatte acht Töchter, die wiederum an allen Ecken Russlands weiterverheiratet wurden. 1914 kam es zwischen den deutschen und russischen Zweigen der Familie zum Bruch, der Kontakt ist abgebrochen. Gut möglich, dass die Cousins und Großcousins im Zweiten Weltkrieg schon gegeneinander gekämpft haben, ohne es zu wissen. Mein Vater wurde 1941 geboren, und wusste bis zum Zerfall der Sowjetunion nicht, dass er deutsche Wurzeln hat. Dieser deutsche Teil wurde einfach systematisch, Jahr für Jahr, aus unserer Familiengeschichte herausgeschnitten.

In Ihrem neuen Buch wollen Sie diese Geschichte beschreiben.

> „Sobald du den Raum der sowjetischen Mythen betrittst, verändern sie dich. Es ist schwer, diese Mythen zu bekämpfen, zu zerstreuen oder zu dekonstruieren, ohne ihnen auch selbst ausgesetzt zu sein.“

Überhaupt sind viele Ihrer Bücher von diesen verdrängten Familiengeschichten geprägt. Steht die Erinnerungsarbeit im Zentrum Ihres Schreibens?

Das ist sicher einer der Gründe für mein Schreiben. Die russische Vergangenheit ist für mich aber auch eine faszinierende Detektivgeschichte: Nichts ist so, wie es scheint. In der Sowjetunion ist nichts geschehen, ohne dass drum herum nicht gleich ein Mythos gezimmert worden wäre. Als Kind hat mich der ägyptische Saal im Puschkin-Museum angezogen, mit all den seltsamen und unverständlichen Hieroglyphen. Die sowjetische Vergangenheit ist für mich wie die Summe dieser Hieroglyphen. Man muss sie erst entziffern. Dazu muss man aber ein anderes Mittel finden als die sowjetische Sprache.

Was meinen Sie mit „sowjetischer“ Sprache?

Es ist gerade diese bürokratische Sprache der Sowjetliteratur, die die Dinge nur noch mehr verrätselt hat. Die so tut, als würden wir noch immer in einem hermeneutischen, abgeschlossenen Kosmos leben. Ich möchte mich mit meiner Sprache dagegen wehren. Aber das ist schwierig. Denn sobald du den Raum der sowjetischen Mythen betrittst, verändern sie dich. Es ist schwer, diese Mythen zu bekämpfen, zu zerstreuen oder zu dekonstruieren, ohne ihnen auch selbst ausgesetzt zu sein. Sie sind bis heute lebendig und geben Strahlung ab. Sie sind radioaktiv. Ich versuche, das aufzubrechen und eine Sprache zu finden, mit der man über diese Phänomenologie der sowjetischen Vergangenheit sprechen kann.

In diesem Jahr wird von offizieller Seite kaum an das Jubiläumsjahr 1917 gedacht. Warum?

Für den Kreml gibt es nichts zu feiern, denn Revolutionen sind etwas Böses und Bedrohliches. Ganz nach dem Motto: Vor 100 Jahren haben unsere Vorfahren den Verstand verloren. Sie haben die Stabilität gegen ein mörderisches Gemetzel – mit internationaler Hilfe, wohlgemerkt – getauscht. Damit sich das nicht wiederholt, ist es besser, erst gar nicht daran zu erinnern. Das ist natürlich ein völlig ahistorischer Zugang zu diesem Thema. Dem Kreml wäre es wohl am liebsten, wenn das Jubiläumsjahr 2017 so schnell wie möglich vorüberginge.

Zugleich verfolgt der Kreml eine fast obsessive Geschichtspolitik. Wie passt das zusammen?

Der Staat braucht die Mythen, und nicht die Geschichte. Dabei geht er sehr pragmatisch und zynisch vor. Ein Beispiel: Die Losung „Einiges Russland“ stammt von Anton Denikin, einem General der Weißen Garde. Die Bolschewiken haben gesagt, dass sie bereit sind, Finnland und Polen abzutreten, und Denikin hat gesagt: „Nein! Russland muss einig sein!“ Und was passiert heute? Da wird die Kreml-Partei nach dieser Losung benannt, eine Partei, die eigentlich auf Sowjetnostalgie aufgebaut ist. Ihrer Logik nach müsste die Partei durch und durch rot sein, aber sie sind gegen die Revolution. So wird alles zusammen gemischt: die Roten und die Weißen, das Sowjetische und das Antisowjetische, ganz so, wie es den jeweiligen Machthabern passt.

Wieso ist die Vergangenheit so wichtig für die russische Politik?

Die Sowjetunion war zumindest ein utopisches Projekt. Diese Utopie war zwar schon in den Sechzigern tot, aber irgendwo hing da immer noch eine Karotte vor der Nase, zumindest offiziell. Heute gibt es in Russland keine Vision über die Zukunft mehr. Deswegen sucht das Regime nach einer Legitimation in der Vergangenheit. Je autoritärer der Staat wird, desto mehr braucht er diese Legitimation für seinen Machtanspruch.

Was ist denn bei der russischen Aufarbeitung schief gelaufen?

Als Ende der Achtziger Jahre in den liberalen Medien erstmals offen über die Repressionen geschrieben wurde, passierte das auch nach dem sowjetischen Muster: Sobald sich der Bürger seiner Vergangenheit bewusst wird, wird er sich schnell ändern. Das war ein absolut sowjetischer Zugang. Aber Aufarbeitung geschieht nicht von heute auf morgen, und nach wenigen Jahren war dieses kurze Aufflackern auch schon wieder vorbei. Dieser Versuch ist also gescheitert. Es ist unsere Aufgabe als Schriftsteller, darüber nachzudenken, wie man für Leute schreiben kann, die sich nicht erinnern wollen oder können.

Sie haben einmal kritisiert, dass sich russische Schriftsteller und Künstler viel zu wenig mit den schmerzhaften und traumatischen Ereignissen der jüngeren sowjetischen und russischen Geschichte auseinander setzen.

Tschetschenien oder Tschernobyl – das sind im Grunde genommen Ereignisse von welthistorischer, auch metaphysischer Bedeutung. Swetlana Alexijewitsch (*die Literaturnobelpreisträgerin aus Belarus, Anm.*) hat darüber geschrieben. Und dann kommt jeder Zweite daher und lästert: Das ist doch gar keine Literatur, sondern bloß Journalismus! Dabei müssen wir Alexijewitsch unendlich dankbar sein, dass sie sich dieser Dinge angenommen hat. Oder nehmen wir den Atheismus: 70 Jahre lang hat das Land ohne Gott gelebt. Und plötzlich ist wieder alles anders. Wo gibt es einen Versuch, darüber zu reflektieren? Manchmal stelle ich mir die zeitgenössische Literatur wie eine schneebedeckte Fläche vor: Von oben siehst du die Spuren im Schnee, wie um bestimmte Punkte ein Bogen gemacht wird. Als lägen dort lauter Minen. Ich weiß nicht, warum sich so viele Schriftsteller vor der Verantwortung wegducken, über bestimmte Dinge zu schreiben.

„Die blinde Vergangenheit regiert über die blinde Gegenwart“, schreibt Ihr Protagonist im Roman „Die Menschen im August“, der seine eigene Geschichte aufarbeitet. Inwiefern gilt das auch für die russische Gegenwart?

Nehmen wir den Tschetschenien-Krieg. Die gesamte jüngere Geschichte Russlands wächst aus diesem Krieg heraus. Wenn es diesen Krieg nicht gegeben hätte, dann wäre die russische Geschichte anders verlaufen. Er hat die Gesellschaft verändert und Wladimir Putin an die Macht gebracht. Aber die Ursprünge des Krieges sind alt. Stalin war blind, als er das Verbrechen verübt und befohlen hat, die Tschetschenen nach Kasachstan zu deportieren. Und Jelzin war blind, als er eine Militäraktion gegen die Tschetschenen entfesselt und Panzer geschickt hat, anstatt zu verhandeln. Stalins repressive Politik hat uns ein Minenfeld hinterlassen, von dem es keine Landkarte gibt.

Sergej Lebedew, geboren 1981 in Moskau, ist ein russischer Journalist und Schriftsteller. In seinen autobiografisch geprägten Romanen setzt er sich mit der russischen und sowjetischen Geschichte auseinander. Im Herbst 2015 erschien sein Roman **„Die Menschen im August“** auf Deutsch (*im Verlag S. Fischer*). Derzeit arbeitet Lebedew an einem Roman über seine deutsch-russische Familiengeschichte.